

Das verlorene Lachen

Autor(en): **Keller, Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 26

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 26 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 2. Juli 1921

Abendgang.

Von H. Thurow.

Nun steh' ich still am Wiesenrande,
Den Wald zu Häupten, ernst und schwer.
Der Tag verglomm in leisem Brande
Und ädert rot das Wolkenmeer.

Schon will die Nacht dem Tal entsteigen;
Blaudämmernd fern um Hain und Haus
Die Sorge, streift sie sanft von mir;
Giebt sie ihr großes, mildes Schweigen
Sacht über alle Grenzen aus.

Den Groll und Troß nach heißem Ringen,
Die Sorge, streift sie sanft von mir;
Ein Glöcklein fühl' ich in mir schwingen —
Natur, wie bin ich ein's mit dir!

Das verlorene Lachen.

Erzählung von Gottfried Keller.

1

Erstes Kapitel.

Drei Ellen gute Bannersaie,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwert,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt!
So end' ich mit der Morgenhelle
Der Sommernacht beschränkte Ruh'
Und wandre rasch dem frischen Quelle
Der vaterländ'schen Freuden zu.

Die Schiffe fahren und die Wagen,
Befrängt, auf allen Pfaden her;
Die lust'ge Halle seh' ich ragen,
Von Steinen nicht noch Sorgen schwer;
Vom Rednersims schimmert lieblich
Des Festpokales Silberhort:
Heil uns, noch ist bei Freien üblich
Ein leidenschaftlich freies Wort!

Und Wort und Lied, von Mund zu Munde,
Von Herz zu Herzen hallt es hin;
So blüht des Festes Rosenstunde
Und muß mit goldner Wende fliehn!
Und jede Pflicht hat sie erneuet,
Und jede Kraft hat sie gestählt
Und eine Körnersaat gestreuet,
Die niemals ihre Frucht verhehlt.

Drum weilet, wo im Feierkleide
Ein rüstig Volk zum Feste geht
Und leis die feine Bannersaie
Hoch über ihm zum Himmel weht!

In Vaterlandes Säus und Brause,
Da ist die Freude sündenrein,
Und lehr' nicht besser ich nach Hause,
So werd' ich auch nicht schlechter sein!

Dieses Lied sang der Fahnenträger des Seldwylser Männerchors, welcher an einem prachtvollen Sommertage zum Sängertage wanderte. Nachdem die Herren am Abend vorher aufgebrochen und einen Teil des Weges auf der Schienenbahn befördert worden waren, hatten sie beschlossen, den Rest in der Morgenfrühl zu Fuß zu machen, da es nur noch durch schöne Waldungen ging.

Schon breitete sich der glänzende See vor ihnen aus mit der buntbeflaggten Stadt am Ufer, als die sechzig bis siebenzig jüngeren und älteren Männer des Vereines in zerstreuten Gruppen durch einen herrlichen Buchenwald hinabstiegen und das hinter den großen Stämmen wohnende Echo mit Jauchzen und einzelnen Liederstrophen widerhallen ließen, auch etwa einem weiterhin niedersteigenden Fähnlein antworteten.

Nur der allen vorausziehende Fahnenträger, ein schlank gewachsener junger Mann mit bildschönem Antlitz, sang sein Lied vollständig durch mit freudeheller und doch gemäßigter Baritonstimme. Geschmückt mit breiter reichgestickter Schärpe und stattlichem Federhut, trug er die ebenso reiche, schwere Seidenfahne, halb zusammengefaltet, über die Schulter gelegt, und deren goldene Spitze funkelte hin und wieder im grünen Schatten, wo die Strahlen der Morgensonne durch die Laubgewölbe drangen.

Als er nun sein Lied geendet, schaute er lächelnd zurück und man sah das schöne Gesicht in vollem Glücke strahlen,

das ihm jeder gönnte, da ein eigentümlich angenehmes Lachen, wenn es sich zeigte, jeden für ihn gewann.

„Unser Zukundi,“ sagten die hinter ihm Gehenden zu einander, „wird wohl der schönste Fährich am Feste sein.“ Er führte nämlich den heiter klingenden Namen Zukundus Menenthal und wurde mit allgemeiner Zärtlichkeit schlechtweg der Zukundi genannt. Es erwahrte sich auch, die Hoffnung; denn als die Seldwylser, am Orte angekommen, sich zum Einzuge unter die langen Sängerscharen reiheten, erregte seine Erscheinung, wo sie durchzogen, überall großes Wohlgefallen.

Denjenigen, welche schon mehrere Feste gesehen hatten, war er auch schon auf das vorteilhafteste bekannt als eine mustergültige Festerscheinung. Von steter Fröhlichkeit und Ausdauer vom ersten bis zum letzten Augenblicke, war Zukundi dennoch die Ruhe und Gelassenheit selbst; immer sah man ihn teilnehmend an jeder allgemeinen Freude und an jeder besonderen Ausführung, ausscharend und hülfreich, nie überlaut oder gar betrunken. Den schreienden Bossenmacher wußte er zu ertragen, wie den übellautischen Festgast, der sich übernommen und die Freude verdorben hatte, und beide verstand er voll Duldung und Freundlichkeit aus allerlei Fährlichkeiten zu erlösen, wenn die allgemeine Geduld zu brechen drohte, und sie aus beschämendem Schiffbruche zu erretten. Selbst den bewußtlosen Fährjornigen führte er, alle Schmähungen überhörend, mit stillem Gesichte aus dem Gedränge und erwarb sich Dank und Anhänglichkeit des Mächterngewordenen.

In dieser Uebung konnte er übrigens nur als eine Darstellung aller Seldwylser gelten, wenn sie zu Feste zogen. So ungeredet und müßig sie sonst lebten, so sehr hielten sie auf Ordnung, Fleiß und gute Haltung bei solchen Anlässen. Rühmlich zogen sie auf und wieder ab, eine gut gemusterte, einige Schar, solange die Lustbarkeit dauerte, und sich im voraus auf die zwanglose Erholung freuend, welche zu Hause nach so ernster Anstrengung sich langhin zu gönnen sein werde.

In dieser Weise hatten sie auch den Gesang, mit welchem sie am Sängertage um den Preis zu ringen gedachten, trefflich eingeübt und schonten ihre Stimmen mit großer Entbehrung. Sie hatten eine Liederdichtung gewählt, welche „Weilchens Erwachen!“ betitelt und auf irgend ein nichts sagendes Liedchen aufgebaut, aber so künstlich und schwer auszuführen war, daß es schon Monate vorher ein großes Gerede gab an allen Orten, als ob die Seldwylser zuviel unternommen und sich dem Untergang ausgelegt hätten.

Als aber der Tag der Wettgesänge vorgerückt war und in der mächtigen weiten Halle Tausende von Hörern vor fast so viel tausend Sängern saßen und das Häuflein der Seldwylser, da ihre Stunde gekommen, mit dem Banner einsam vortrat in dem Menschenmeere, da hielten sie den ebenso zarten als schweren Gesang durch alle schwierigen Harmonien und Verwicklungen hindurch aufrecht ohne Wanken, und ließen ihn so weich und rein verhauchen, daß man das blaue Weildenkknöspchen glaubte leise aufplätzen und das erste Düftlein durch die Halle schweben zu hören.

Rauschend, tosend brach der Beifall nach der atemlosen Stille los, die erhabenen Kampfrichter nickten vor allem Volke sichtbar mit den Häuptern und sahen sich an,

die goldenen Dosen ergreifend, Ehrengeschenke entlegen wohnender Fürsten und Völker, und sich gegenseitig Prisen anbietend; denn es befanden sich von den ersten Kapellmeistern darunter.

Die Seldwylser selbst traten mit ruhiger Haltung zurück und wußten ohne Aufsehen aus der Schlachordnung sich herauszuwinden, um in einem schattigen Garten ein mäßiges Champagnerfrühstück einzunehmen. Keiner beehrte mehr als seine drei Gläser zu trinken, niemand merkte, wo sie gewesen seien, als sie wieder in der Halle sich einfanden.

Dergestalt würdig verhielten sie sich während der Dauer des ganzen Festes, bis die Stunde der Preisverteilung kam. Das Gold der Nachmittagssonne durchwebte den bis zum letzten Platz angefüllten Festbau, welcher mit rotem Tuch und Grün ausgeschlagen, mit vielen Fahnen geschmückt, in feierlichem Glanze wie zu schwimmen schien. Auf erhöhter Stelle, wo die zu Preisen und Festgeschenken bestimmten Schalen und Hörner in Gold und Silber leuchteten, saßen einige Jungfrauen, auserwählt, die Kränze an die gekrönten Sängerbahnen zu binden.

Oder vielmehr dienten sie der schönsten und größten unter ihnen zum Geleit, der schönen Justine Glor von Schwanau, welche sich mit vieler Mühe hatte erbitten lassen, das Anbinden der Kränze zu übernehmen. Sie sah auch aus wie eine Muse; in reichgelocktem braunen Haar trug sie einen frischen Rosenkranz und das weiße Gewand rot gegürtet.

Aller Augen hafteten an ihr, als sie sich erhob und den ersten Kranz ergriff, welcher soeben den Seldwylern unter Trompeten- und Pauenschall zugesprochen worden war. Zugleich sah man aber auch den Junfundus, der unversehens mit seiner Fahne vor ihr stand und in frohem Glücke lachte. Da strahlte wie ein Widerschein das gleiche schöne Lachen, wie es ihm eigen, vom Gesichte der Kranzspenderin, und es zeigte sich, daß beide Wesen aus der gleichen Heimat stammten, aus welcher die mit diesem Lachen Begabten kommen. Da jedes von ihnen sich seiner Eigenschaft wohl mehr oder weniger bewußt war und sie nun am anderen sah, auch das Volk umher die Erscheinung überrascht wahrnahm, so erröteten beide, nicht ohne sich wiederholt anzublicken, während der Kranz angeheftet wurde.

Eine Stunde später ordnete sich der letzte und rauschendste Zug durch die Feststadt, unter den unzähligen Wimpeln und Kränzen und durch das wogende Volk hindurch, indem die gewonnenen Festgeschenke und die gekrönten Fahnen umhergetragen wurden. Da sahen sich die beiden wieder, als Justine von der Gartenzinne ihrer Gastfreunde aus den Zug anschaute und Zukundus vorüberziehend seine Fahne schwenkte; und am Abend ereignete es sich, da das gute Glück heute besonders fleißig war, daß Zukundus während des Schlußbankettes der Schönen am gleichen Tische gegenüber zu sitzen kam, so daß sie um Mitternacht schon in aller Fröhlichkeit und Freundlichkeit aneinander gewöhnt waren.

Sie trafen sich auch am nächsten Morgen als gute Bekannte auf einem großen besagten Dampfboote, welches die Festregierung mit einer Zahl eingeladener Verdienst- und Ehrenpersonen und auswärtiger Freunde zu einer Lustfahrt

den See entlang tragen sollte. Ein wolkenloser Himmel breitete sich über Wasser, Land und Gebirge und öffnete die letzten Quellen edler Freude, welche noch verschlossen sein konnten. Das Schiff durchfurchte das tiefgrüne kristallene Wasser, bald von den Klängen guter Musik getragen, bald von Liedern umtönt. Von den blühenden Ortschaften an den weithin sich ziehenden Ufern rechts und links schallten Grüße und winkten Fahnen herüber, und mit Stolz wies man den Gästen das wohlbekannte Land, die reichen Wohnsitze und Ortschaften. Ein stattlicher Kranz von Frauen saß auf erhöhtem Plaze des Schiffes, unter ihnen Justine Glor in schöner einfacher Modestellung, den Sonnenschirm in der Hand, so daß Zukundus, als er in seiner Fahnenträgertracht grüßend vor sie trat, überrascht von ihrem veränderten und fast noch feineren Aussehen, beinahe befangen wurde. Sie wechselten jedoch nur wenige Worte, wie zu geschehen pflegt, wenn ein reichlich langer Sommertag zu Gebote steht.

Als er eine Weile später wieder in ihre Nähe kam, winkte sie ihm und teilte ihm mit, daß ihre Eltern in Schwanau, welches am oberen Teile des Sees lag, die ganze Gesellschaft auf den Abend in ihre Gärten einladen, daß das Schiff dort vor Anker gehen würde, und daß sie hoffe, er werde auch solange dabei bleiben. Diese vertrauliche Mitteilung, von der nur noch wenige wußten, trug ihm sofort Anspielungen und Glückwünsche der Umstehenden ein, die er bescheidenlich ablehnte, aber gern vernahm.

In der Tat wurde es bald kund, daß das Schiff gegen Abend in Schwanau anhalten würde und daß alle gebeten seien, die letzte Erfrischung im Besitztume der Familie Glor einzunehmen. Dieselbe tat das der Tochter zu Ehren, um zu zeigen, daß sie wo zu Hause sei und eigentlich nicht nötig habe, an fremden Festtafeln zu sitzen, sondern selbst ein Fest geben könne. Denn es waren Leute, die auf ihre Besitztümer, als selbsterworbene, etwas viel hielten.

Um also den vielverheißenden Abend unverkürzt zu genießen, wurden die Aufenthalte an den übrigen Uferorten, wo das Schiff erwartet wurde, genau abgemessen und innegehalten, und das tönende und singende Schiff fuhr rechtzeitig quer über den funkelnden See, von Kanonenschlägen begrüßt, nach Schwanau hinüber und legte an, wo die hohen Bäume der Glor'schen Gärten sich im Wasser spiegelten und darüber weg von den Terrassen und Hügeln ihre Häuser glänzten.

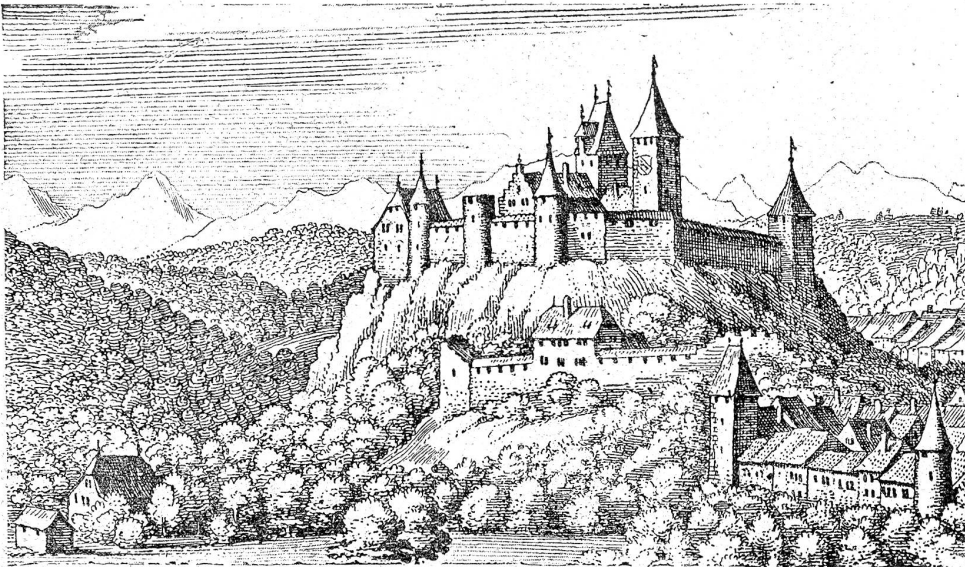
Während das Sängervolk sich unter den Bäumen ausbreitete, verschwand Justine im Hause, um den Ihrigen Handreichung zu tun, wogegen der Vater und die Brüder sich um die zahlreichen Gäste und deren Begrüßung bemühten. In Lauben und Veranden waren Niederlassungen



Fritz Osswald: Arbeitspause.

für die Frauen mit den entsprechenden Erfrischungen bereitet; in einer frischgemähten Wiese, unter Frucht bäumen, lange Tische für die Männer gedeckt. Es dauerte aber nicht lange, so waren auch alle Frauen auf der Wiese, ange lockt von den Scherzen, Possen und Niedereien, welche die junge Männerwelt unter sich trieb, um ein Aufsehen zu erregen. Und es gab genug zu schauen und zu lachen, da Laune und Geschicklichkeit der einzelnen hundert kleine artige Erfindungen und Stücklein hervorbrachten, wobei das Naivste, mit guter Art entstanden, in der allgemeinen glücklichen Stimmung den herzlichsten Beifall weckte. Selbst ein unvermutet geschlagener Wurzelbaum fand seine Gönner und sogar der unglückliche Virtuose, welcher auf seinem Frisierkamm allen Ernstes eine gefühlvolle Weise hatte blasen wollen und daran scheiterte, freute sich über die ungetrüübte Heiterkeit, die er erweckt, und tat den ihm aufgesetzten Strohkranz nicht mehr vom Kopfe.

Nur Zukundus fühlte sich etwas vereinsamt in dem Treiben, weil er Justinen gar zu lange nicht mehr erblickte, an die er schon ein kleines Anrecht zu haben glaubte, wenigstens für diesen letzten Tag. Indessen fand sich eine holde Erlösung, da unversehens die Jungfrau dicht bei ihm stand, ohne daß er wußte, wo sie herkam, und ihn dem Vater und den Brüdern vorstellte als den Bannerherrn des erstgekrönten Vereins. Er wurde von den Männern höflich und auch freundlich begrüßt und willkommen geheißen, aber nicht ohne jene feste kühle Haltung, welche so reiche Arbeitsherren einem nichts oder wenig besitzenden Selbstwähler gegenüber bewahren mußten, insofern er etwa Mehreres vorzustellen gedächte, als einen stattlichen Festbesucher.



Burgdorf um 1642. (Detailbild nach Merian.)

Der gutmütige Sänger fühlte das doch augenblichlich und wurde etwas verlegen, so auch Justine, welche ihn darum zur Entschädigung weiter führte, als die Herren weggegangen, und ihm das Gut zu zeigen vorschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche zu Burgdorf.

Im Jubilaumsjahre des Berner Münsters kann auch die Stadtkirche von Burgdorf ihr Jubiläum feiern, zwar nicht das 500., aber doch das 450. Die kirchlichen Behörden von Burgdorf wollen das Ereignis denn auch nicht ganz unbeachtet vorubergehen lassen. Burgdorfs Kirche ist ein dreischiffiges Gotteshaus mit etwas niedrigerem, langgestrecktem Chor und stammt aus der Zeit der Spätgotik. Sie gehört unstreitig zu den schönsten Kirchen des Kantons Bern. Sie nimmt sich auf ihrem, dem Schlosse gegenuberliegenden und dominierenden Hügel imposant aus, ein richtiges Wahrzeichen, das ins weite Land hinausblickt. Einige historische Daten über das Gebäude dürften die Leser interessieren. Wir stützen uns dabei auf die Angaben des Burgdorfer Chronisten Wesslimann, auf von Roth („Bernische Kirchen“), Lohner („Die reformierten Kirchen im eidgenosslichen Freistaate Bern“) und die Heimattunden von Zahn, Kasser und Mülinen.

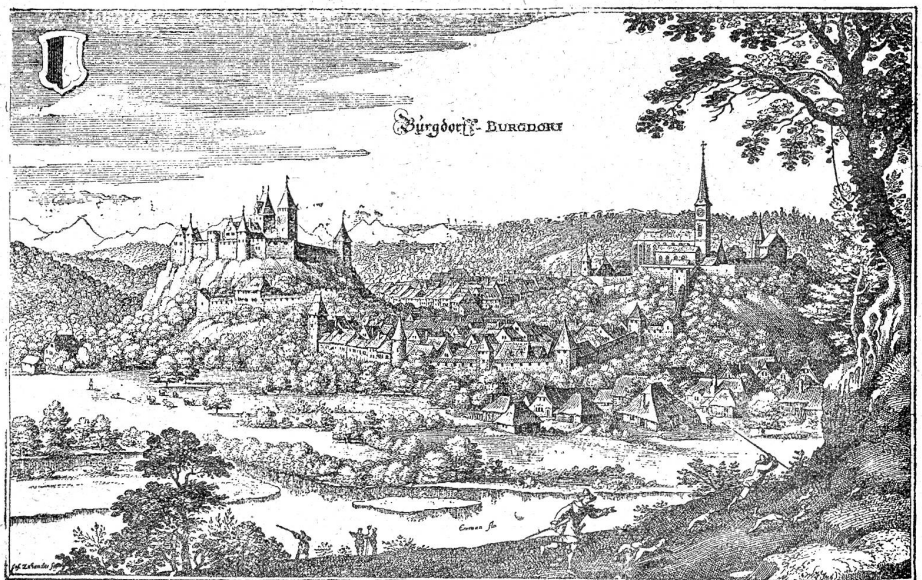
Im Jahre 1363, zur Zeit also, als noch die Grafen von Kyburg in Burgdorf herrschten, wurde die sogenannte obere Kapelle auf dem Blake der heutigen Kirche neu aufgebaut, der Kirchhof höher aufgeführt und mit Mauern und alten Befestigungswerten umgeben. In den Bildern von Alt-Burgdorf, die unsern Auffassungen illustrieren, sind diese Festungsanlagen deutlich zu sehen. Die urprungliche Kapelle, die vor 1363 bestand, scheint nach Lohner vom letzten Herzog von Zuhringen gestiftet worden zu sein. Die Ein-

weihungsurkunde aus dem Jahre 1363 ist noch vorhanden. Sie wurde von Bischof Peter von Sitten als Vikar des Bischofs Heinrich von Konstanz ausgestellt, welchem die Ausfertigung des Aktes eigentlich zugekommen wäre. Die Kapelle war dem Erzengel Michael, Johannes dem Tufer, den Heiligen Antonius und Hermita geweiht. Burgdorf war damals zur St. Georgenkirche in Oberburg kirchgenossig, auch dann noch eine Zeitlang, als 1384 die Stadt an Bern überging.

1401 kam zwischen Bern und den Grafen von Kyburg, als den Collatoren der Kirche von Oberburg durch Vermittlung des Biwofenbischofs Marquardus von Konstanz ein Vergleich zustande, nach welchem die obere Kapelle zu Burgdorf zur selbstständigen Pfarrikirche erhoben

wurde. In der Begründung heißt es u. a.: „Zur Zeit der Uneinigkeit und Fehden, welche sehr oft in jenen Gegenden stattfinden und täglich mehr gefürchtet werden, würde es für die Leute von Burgdorf gefährlich sein, in die Kirche von Oberburg gehen zu müssen!“ Die gute, alte Zeit! Von 1401 weg datiert das Collaturrecht des Staates über die Kirche in Burgdorf.

Von Anfang an scheinen sich die Burgdorfer ihres kleinen Kirchengebäudes geschämt zu haben und trachteten danach, eine Kirche zu erstellen, die an Eleganz und Umfang alle benachbarten Dorfkirchen, besonders die ehemalige Mutterkirche zu Oberburg, übertreffe. Wahrscheinlich war die Kapelle für die anwachsende Bürgerschaft auch zu enge geworden. Zudem habe, meint Wesslimann, auch die Baufälligkeit der alten, geringen Kapelle wahrscheinlich den Anfang des Kirchenbaus beschleunigt. Nach einer jetzt noch sichtbaren Jahreszahl über dem Portaleingang des Turmes, dem vorhandenen Kirchenurbar von 1619 und einem gedruckten Werklein von Johann Rudolf Grimm von Burgdorf, begann der Kirchenbau im Jahre 1471. Im ältesten



Burgdorf um 1642: Ansicht von Osten. (Nach Matthäus Merian.)